

Der Fall Tilden [Fortsetzung]

Autor(en): **Hurk, Paul van der**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **7 (1931)**

Heft 39

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753102>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Fall Tildens

Kriminalroman von
Paul van der Hurk

11

Born erzählte das Erlebnis jenes Abends in Wiesbaden, und er erzählte auch, wie er dazu gekommen war, Nora Tilden zu verfolgen: Von seiner Jugend, von seiner Liebe, seinem nicht mehr zu bändigendem Abenteuerdrang, und wie er eines Tages auf und davongegangen war.

Bob folgte seiner Schilderung mit wachsender Spannung, aber er vermied es, ihn währenddessen anzusehen. Unentwegt starrte er auf den vor ihm liegenden Brief.

Endlich hob er den Kopf: «Haben Sie denn nie wieder etwas von sich hören lassen. Hatten Sie gar keine Sehnsucht nach ihr?»

Born lächelte:

«Sehnsucht — natürlich, aber man rückt ja nicht aus, um mit hängenden Pfötchen zurückzukehren.»
«Sie hätten aber doch schreiben müssen. Warum haben Sie nie geschrieben?»

Born dachte eine Weile darüber nach.

«Geschrieben? — Was hätte es für einen Sinn gehabt? Wahrscheinlich wären die Briefe nicht einmal in die richtigen Hände gekommen. Charlotte sollte sich nicht mehr an mich gebunden fühlen, sie sollte mich vergessen. Sie hatte ja so viele Verehrer. Und ihr Vater hatte große Pläne mit ihr.»

Bob hatte lange geschwiegen. Grübelnd, das Gesicht in die Hände vergraben, saß er da. Borns für ihn so bedeutungsvolle Mitteilung hatte ihn tief erschüttert. Endlich, nach schwerer Ueberwindung richtet er sich auf:

«Sie wissen also auch nichts von der Existenz Ihres Sohnes?»

«Meines Sohnes?! Welches Sohnes?» Bestürzt sah Born ihn an: «Ich habe einen Sohn? — Aber Bob, woher wissen Sie das? Wie kommen Sie überhaupt zu Charlotte Tiedemann?»

Ihre Blicke begegneten sich. Fast feindlich sah Bob ihn an. Noch zögerte er, es zu sagen, dann aber schrie er heraus:

«Sie ist meine Mutter! — Ich bin dieser Sohn!»

Einen Augenblick tasteten Borns Gedanken in die Vergangenheit zurück, bis zu einer Stunde, an die er während vieler Jahre oft und inbrünstig gedacht hat, wenn sie auch in den Jahrzehnten allmählich in seiner Erinnerung verblaßt ist. Er war aufgestanden und ging ergriffen im Zimmer auf und ab. —

«Und was hat deine Mutter dir von deinem Vater erzählt, Bob?»

In der Antwort des Jungen lag etwas Trotziges, Ablehnendes:

«Daß ich ihn sehr früh verloren hätte —»

Da trat Born auf ihn zu, legte kräftig die Hand auf die Schulter seines Jungen und sagte schlicht:

«Nun hast du deinen Vater gefunden, mein Sohn — und was auch geschehen mag, er wird für dich eintreten und dir zur Seite stehen.» —

Das Ehrenwort.

Erst jetzt sollte Born Charlottes Schicksal erfahren. Als er damals nach Panama fuhr, war sie ein junges, kaum achtzehnjähriges Mädchen. Er war ihre erste Liebe. Ihre erste große, glühende Liebe. Und welches Vertrauen, welche Hingabe war für sie damit verbunden. Sie wäre zu jeder Entbehrung, zu jedem Opfer für ihn bereit gewesen. Der erste Kummer, der Widerstand ihrer Eltern. Born war nicht «standesgemäß». Ingenieur, nicht mal Akademiker, der Vater hatte ein offenes Geschäft — Major Tiedemann erklärte die Verbindung für unmöglich. Er selbst stand vor der Beförderung zum Regimentskommandeur, auf keinen Fall

wollte er wegen einer «Mesalliance» seiner Tochter die Karriere gefährden. Charlotte ließ nicht ab von dem Geliebten. Zerwürfnis mit dem Vater die erste Folge. Streitigkeiten zwischen ihm und der Mutter die zweite. Die arme Mutter. Sie hatte Verständnis für die Herzensnöte ihrer einzigen Tochter, sie begünstigte die heimlichen Rendezvous, sie opferte das Glück ihrer Ehe für das ihres Kindes. Dann reiste Born ab, und es schien so, als ob der häusliche Frieden wiederhergestellt war. Um ihren Schmerz zu betäuben, stürzte sich Charlotte in die Vergnügungen der Ballsaison, es kam ein neuer Bewerber. Seine Verwandtschaft hatte Beziehungen zu den höchsten militärischen Stellen. Der Major protegierte ihn.

Sechs Monate lang wußte Charlotte das furchtbare Geheimnis ihrer Mutterschaft zu verbergen. Dann fand man sie eines Tages bewußtlos in ihrem Zimmer. Der Vater tobte, die Mutter war fassungslos. Es bedeutete nicht nur eine unauslöschliche Schande für die Familie, sondern auch ihren Ruin. Die Tiedemanns hatten kein nennenswertes Vermögen, der Major hätte den Abschied nehmen müssen, was dann? Es gab nur einen Ausweg: Vertuschen. Man schickte Charlotte in die Schweiz, zu jener Familie Roloff, die später den kleinen Bob adoptierte. Wenige Wochen nach dessen Geburt starb Charlottes Mutter. Gram und Aufregung hatten ihre Gesundheit untergraben. Am Sterbebett reichten sich Vater und Tochter die Hand zur Versöhnung, um den letzten Wunsch der Sterbenden zu erfüllen. Der Major opferte seinen einzigen Besitz: er verkaufte sein Haus, um die Erziehung des Enkelkinds sicherzustellen. Aber er verlangte, daß das Kind bei den Roloff bleiben, daß Charlotte es aus ihrem Leben streichen sollte.

Schweren Herzens, aber noch lange nicht ahnend, wie groß das von ihr geforderte Opfer sei, willigte Charlotte in alles ein.

«Ich wiederhole», sagte der Major, «niemals soll das Kind und die Außenwelt etwas über seine Herkunft erfahren. Du übernimmst die Verpflichtung, nie den Versuch zu machen, es wiederzusehen. Gib mir dein Ehrenwort, Charlotte, das Ehrenwort einer Offizierstochter.»

Fünfzehn Jahre später.

Charlotte hatte dieses Wort gehalten und geschwiegen. Frau Roloff nicht. Die Leibrentenversicherung, in die Major Tiedemann den kleinen Bob eingekauft hatte, war durch die Inflation entwertet. Tiedemann selbst war inzwischen gestorben.

Nach unermüdlichen Nachforschungen brachte Frau Roloff in Erfahrung, daß Charlotte sich Nora Tilden nenne und eine berühmte Sängerin geworden sei. Eines Tages erschien sie und erklärte, daß sie nicht daran denke, Bob auf eigene Kosten großzuziehen. Nora lebte damals in Dresden. Eine alte, seit Jahren vernarbte Wunde wurde aufgerissen! Bob! Ihr Sohn! Die durch ihr bindendes Versprechen abgeschnürte Mutterliebe glühte auf! Wie mochte er aussehen? War er groß geworden?

Frau Roloff, von Anfang an darauf aus, die neu entfachten Muttergefühle auszuwerten, hatte ein Bild mitgebracht. Nora sah sofort die Ähnlichkeit zwischen dem Jungen und ihr. Lange vertiefte sich ihr tränenumflorter Blick in seine Züge.

Ob sie denn nicht mal kommen wolle, ihn zu sehen?

Durfte sie das? War sie durch den Tod des Vaters ihres Wortes entbunden? Aber wie sollte sie dem Jungen gegenüberreten, er wußte nichts von ihr.

Nach langem innerem Ringen lehnte sie ab. Sie wollte für Bob gut sorgen, aber er sollte nichts davon erfahren. Er wenigstens sollte seinen Frieden behalten.

Frau Roloffs Forderungen waren beträchtlich: Ein Pensionspreis, der die frühere Leibrente bei weitem überstieg, Nachzahlung für die letzten Jahre. Nora sagte zu allem ja. —

Hin und wieder — so war es vereinbart worden — bekam sie von nun an kurze Berichte über ihren Sohn. Aber hatte ihn Frau Roloff bei ihrem Besuch in alle Himmel gelobt, so kam jetzt eine Beschwerde nach der andern. Es sei nicht mehr mit ihm auszukommen, er sei ein renitent, eigenwilliger und jähzorniger Bursche. Frau Roloff dachte ernstlich daran, seine Erziehung in ihre, Noras, Hände zu zurückzulegen.

Es kam noch schlimmer. An dem Morgen nach Noras erstem Wiesbadener Gastspiel, als sie von ihrem Ausflug mit Lingen zurückkehrte, fand sie in ihrem Hotel die Nachricht vor — der Brief war ihr aus Dresden nachgeschickt worden —, daß Bob nach einem heftigen Auftritt mit einem seiner Lehrer aus der Schule entfernt worden und seitdem verschwunden sei. Von furchtbaren Ahnungen erfüllt, reiste Nora nach Lausanne. Man hatte Bob inzwischen gefunden und den Pflegeeltern zurückgebracht. Jetzt erst erfuhr Nora, was es mit der «liebevollen Erziehung» der Roloffs auf sich hatte, und daß Bob schon längst wußte, daß er deren Adoptivkind war.

Es dauerte lange, bis sie das Vertrauen ihres Jungen gewonnen hatte. Den Sommer verlebte sie mit ihm in Capri. Er war wirklich kein schlechter, sondern nur ein störrischer Charakter. Was er brauchte und bei seiner Mutter endlich fand, war Liebe. Beängstigend nur war sein Jähzorn. Nora wußte auf seine Schwächen einzugehen, ihm Verständnis entgegenzubringen, sein Pflichtgefühl zu heben und sein übersteigertes Selbstbewußtsein in die richtige Bahn zu lenken. So wurden denn diese Ferienmonate die schönsten ihres Lebens, und es schien, als ob das Schicksal sich mit ihr und ihrem Jungen ausgesöhnt habe.

Schnell, allzu schnell rückte die Zeit der Trennung heran. Lange hatte sie geschwankt, ob sie Bob zu sich nehmen sollte, aber es war ihr unmöglich, sich über das ihrem Vater einmal gegebene Ehrenwort hinwegzusetzen. «Bleibe noch die Schulzeit über in der Schweiz», bat sie ihn, «später werden wir schon einen Ausweg finden.» Bob konnte ihre Argumente nicht ganz verstehen, denn er hatte seinen Großvater und die alte Zeit mit ihren viel engeren und verletzlicheren Ehrbegriffen nie gekannt. Er fügte sich in den Entschluß seiner Mutter, aber er weigerte sich, zu den Roloffs zurückzugehen. Er kam auf ein Internat in Zürich, und Nora versprach ihm, ihn wenn eben möglich in allen Ferien zu besuchen. Weihnachten und Ostern kamen diese Besuche auch zustande, dann aber, nach der Heirat mit Detring, beschränkte sich der Verkehr zwischen Mutter und Sohn auf einen heimlichen Briefwechsel.

Zum letztenmal: Der Revolver.

«Sagen Sie mir endlich die Wahrheit, Herr Welter! Glauben Sie mir, nur mit der Wahrheit können wir Frau Detring helfen. Waren Sie in dem Besitz des Revolvers oder nicht?»

Mit Spannung erwartet Lingen Welters Antwort. Sie stehen in Noras Salon. Die Tür zum Schlafzimmer ist geschlossen. Nora ist immer noch nicht zu klarem Bewußtsein gelangt. Schweres Nervenfieber, lautet die Diagnose. Ununterbrochen sind

Dr. Brüning und eine Krankenschwester um sie bemüht.

Welter ist nahe an den Anwalt herangetreten: «Ich möchte Sie zunächst noch etwas fragen, Herr Doktor. Kann unter keinen Umständen der Fall eintreten, daß Sie von Gesetzes wegen selbst gezwungen werden, alles auszusagen, was Sie wissen?»

Lingen kann ihn darüber beruhigen.

«Alles, was Sie mir anvertrauen, und wenn es noch so belastend für Frau Detring ist, unterliegt meiner Schweigepflicht. Ich habe nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, das Amtsgeheimnis zu wahren.»

Welter streckt ihm die Hand entgegen:

«Geben Sie mir Ihr Wort darauf.»

Lingen schlägt ein.

«Nun —?» drängt er, als Welter immer noch zögert.

Endlich die Antwort:

«Ich habe den Revolver gehabt.»

«Und wie sind Sie zu der Waffe gekommen?»

«Ich habe sie da gefunden, wo Frau Detring sie hingeworfen hat.»

«Was sagen Sie?»

Erst allmählich kommt Welters Erzählung in Fluß. An dem Abend, als Nora gastierte, hoffte er bestimmt, nach der Vorstellung mit ihr zusammen zu sein. Er stand hinter der Szene, wartete auf ihren Abgang und wollte sie bitten, mit ihm ihren Erfolg zu feiern. Aber sie würdigte ihn kaum einer Antwort und ließ ihn einfach stehen. Später hörte er vom Inspizienten, daß sie während des ganzen Salometanzes telephonierte hätte.

«Hat jemand dieses Gespräch gehört?» unterbricht ihn der Anwalt.

«Nein, sie sprach in der Zelle.»

«Und dann?»

Nach der Vorstellung sei sie schon fortgewesen, bevor er sie erreichen konnte. Er lief dann zunächst planlos umher, bis er schließlich unwillkürlich die Kapellenstraße hinaufging. Von dort wollte er ins Dambachtal hinunter und zu der Villa hinüber, in der stillen Hoffnung, sie doch noch zu sehen. Von dem Waldweg aus, in dessen Nähe der Revolver gefunden wurde, sah er im Tal eine Gestalt, die sich in auffallender Eile näherte. Es war eine Frau. Sie wurde in einigem Abstand von einem Mann verfolgt. Die beiden Gestalten liefen geradeswegs auf den Zickzackweg zu. Er stellte sich hinter einen Baum, noch unentschlüsselt, wie er sich verhalten sollte, und beobachtet, daß die Dame im Laufen etwas von sich warf. Erst als sie schon vorüber war und durch das Licht einer Laterne beleuchtet wurde, konnte er sie deutlich sehen. Sie erinnerte ihn sofort an Nora, aber er nahm keinen Augenblick an, daß sie es tatsächlich war. Als dann auch der Herr vorüber war, setzte er seinen Weg zur Detringschen Villa fort. In zwei Zimmern sah er Licht. Wiederholt versuchte er, sich bemerkbar zu machen, aber niemand kam zum Vorschein.

«Und wie kamen Sie nun zu dem Revolver?» fragte Lingen.

«Erst Montag, als ich von dem Mord hörte und von Frau Detrings Flucht, kam mir zum Bewußtsein, daß ich ihr in der Mordnacht begegnet war. Ich ging wieder hin zur Stelle, suchte nach dem fortgeworfenen Gegenstand und fand Frau Detrings Revolver. Einer von beiden mußte also den Mord verübt haben, entweder Frau Detring selbst — oder ihr Begleiter!»

«Wie sah dieser Mann aus?» forschte Lingen.

Er war auffallend groß und breitschultrig.

«Und was taten Sie dann weiter?»

«Ich nahm den Revolver mit und versteckte ihn in meinem Schreibtisch. Denn wenn er damals gefunden worden wäre, hätte er Frau Detring unbedingt verraten. Es waren deutliche Fingerabdrücke zu erkennen. Die habe ich sorgfältig abgewischt. Ich hatte mir fest vorgenommen, unter keinen Umständen den Fund anzuzeigen. Ob Frau Detring schuldig war oder nicht, ich wollte sie nicht belasten. Aber dann kam dieser unglückselige Abend, an dem die Zofe zu mir kam. Ich weiß nicht, was sie eigentlich von mir wollte, aber aus ihrem Gerede ging hervor, daß sie mich für den Mörder hielt. Während unserer erregten Unterredung wurde ich ans Telefon gerufen. Als ich zurückkam, war sie verschwunden. Ich sah sofort, daß die Blätter auf meinem Schreibtisch verschoben waren und wußte nun, daß sie den Revolver entdeckt hatte. Und da

tat ich das Dummste, was ich hätte tun können, ich brachte ihn in meiner Angst und Erregung wieder dahin, wo ich ihn gefunden hatte. Aber so vorsichtig war ich, ihn nochmal abzureiben und nur mit Handschuhen anzufassen. Fingerabdrücke konnten unmöglich gefunden werden. Auf den Bluff fiel ich denn auch nicht herein. Ich hatte ja nur den einen Gedanken, Nora zu helfen. Wenn ihr nichts nachzuweisen ist, sagte ich mir, kann man sie auch nicht verurteilen. Jetzt ist ja wohl alles verloren, denn wenn sie beschwört, daß Wetzler nicht der Täter ist, wird man doch eine Erklärung von ihr verlangen — und dann ist alles umsonst gewesen!»

«Sie selbst glauben also an die Schuld von Frau Detring?»

Ein Hoffnungsschimmer glänzt in Alfred Welters dunklen Augen:

«Sie denn nicht?»

Lingen lächelt etwas überlegen:

«Ich weiß jetzt, daß sie unschuldig ist!» —

Buttler trifft den Nagel auf den Kopf.

«Sie haben doch kriminalistische Phantasie, Buttler», sagt Lingen, als er mit einer Zuversicht, die dem alten Bürovorsteher sofort auffällt, sein Büro betritt. «Bitte, versetzen Sie sich mal in folgende Lage: Sie sollen jemanden an der Bahn erwarten. Der Betreffende ist fremd in der Stadt und weiß vielleicht nicht mal, wo Sie wohnen. Sie legen Wert darauf, mit ihm den Abend in Ihrer Wohnung zu verbringen, werden aber plötzlich abgerufen, so daß Sie unmöglich an die Bahn gehen können. Sie haben auch niemanden zur Verfügung, der den Betreffenden kennt und ihn an Ihrer Stelle abholen könnte. Sie wollen ihn nun auffordern, sich bereits während Ihrer Abwesenheit in Ihre Wohnung zu begeben, müssen also, da niemand bei Ihnen zu Hause ist, ihm auf irgendeine Weise die Hausschlüssel übermitteln. «Was würden Sie tun?»

«Tja — Buttler läßt seinen Chef einige Minuten auf eine Antwort warten. Allmählich entwickelt man sich zu einer Kapazität für Spitzfindigkeiten, denkt er. «Tja — Was würde ich tun? Ich würde in einem kurzen Brief die nötigen Anweisungen geben, den Schlüssel beilegen, einen Dienstmann mit dem Brief an die Bahn schicken und ihn beauftragen, meinen Besuch an der Sperre auszuruft. Das scheint mir der einzige Weg.»

Lingen klopft ihm anerkennend auf die Schulter.

«Ganz meine Ansicht. Und nun folgen Sie mal meinem Gedankengang: Als Frau Detring am Sonnabend, dem 4. Mai, ihr Haus verließ, benutzte sie zum erstenmal nach langer Zeit ihren eigenen Wagen. Es war gewissermaßen eine Probefahrt, sie wollte ihn am Abend zu ihrer Verfügung haben. Einer plötzlichen Eingebung folgend — das ging aus ihrem ganzen Verhalten hervor — kam sie zu

mir. Wir unterhielten uns über ihre Scheidung. Mitten in dieser wichtigen Unterredung brach sie ihren Besuch ab. Wichtiger als das Ergebnis unserer Besprechung war ihr das Bedürfnis, vor Ladenschluß noch eine Feinkosthandlung zu erreichen. Obwohl sonst jede Speise und jedes Getränk aus der Sanatoriumsküche geliefert wurde. Sie besorgte Delikatessen, Likör und Sekt, fuhr nach Hause zurück und deckte einen Tisch für zwei Personen. Was schloßen Sie daraus? — Sie erwartete einen Besuch, von dem im Sanatorium niemand etwas erfahren sollte! Ihr Mann war verreist, ihre Zofe auf Urlaub geschickt. Unerwartet erhielt sie die Aufforderung, in der Oper zu gastieren. Da sie die Absicht hatte, über kurz oder lang zur Bühne zurückzugehen, war dieses Auftreten von größter Wichtigkeit. Andererseits wollte sie nicht auf ihren Gast verzichten. Sie fand denselben Ausweg, den Sie gefunden haben. Und derjenige, den sie erwartete, war der oft erwähnte junge Mann im grauen Sportanzug. Er fuhr auf ihre Anweisung mit einer Autodroschke bis in die Nähe des Sanatoriums, trat in die Villa ein und rauchte, während er wartete, in aller Ruhe Zigaretten. Während einer Pause telephonierte Frau Detring in ihrer Wohnung an und führte ein langes Gespräch mit ihm. Als sie dann eine Stunde später nach Hause kam, lag ihr Mann leblos in ihrem Boudoir und ihr eigener Revolver in unmittelbarer Nähe. Sie mußte annehmen, und nahm an, daß ihr Gast ihren Mann ermordet hatte. Größer noch als ihr Entsetzen über den Mord selbst war ihre Angst um den Täter. In der Hoffnung, ihn noch einzuholen, eilte sie zum Bahnhof. Aus irgendeinem Grunde nahm sie an, daß er nach Hamburg gefahren sei oder fahren wollte, und fuhr deshalb gleichfalls dorthin. Den Revolver hatte sie an sich genommen. Auf dem Wege zum Autobus glaubte sie sich verfolgt und warf die Waffe von sich. Aber ihre Reise ist vergeblich. — Als sie sich später der Polizei stellte, sprachen zunächst alle Indizien gegen sie. Trotzdem verriet sie mit keinem Sterbenswort den wirklichen Täter. Acht Wochen saß sie in Untersuchungshaft, dennoch schwieg sie. Ich wies sie auf kleine Widersprüche in ihrer Aussage hin, aber sie schwieg. Sie hätte auch geschwiegen, wenn sie verurteilt worden wäre! — Wollen Sie mir nun mal sagen, für wen eine Frau zu einem solchen Opfer bereit ist? Das müßten Sie bei Ihrem sonstigen Scharfsinn eigentlich sagen können.»

Und als Buttler keine Antwort darauf hat:

«Wenn ihre Mutter noch lebte — sie hätte es Ihnen vielleicht sagen können!»

«Lingen bewundert seinen Scharfsinn —»

Kommissar Rippert erwartet von Stunde zu Stunde den ihm unvermeidlich erscheinenden Ruffel. Jedesmal, wenn er vom Außendienst in sein Büro zurückkehrt, ist er auf die Weisung gefaßt: Vortrag beim Chef. Und wie dieser Vortrag ausfallen wird, darüber besteht kein Zweifel. Alles, was in dem verfl... Detringprozeß verpuscht worden ist, fällt auf seine Kappe.

Nicht wenig erstaunt ist er, als sich Lingen bei ihm melden läßt. Er empfängt ihn mit kaum zu verbergender Gereiztheit.

«Ich sehe», beginnt der Anwalt nach liebenswürdiger Begrüßung, «Sie sind nicht gut auf mich zu sprechen. Anscheinend neigen Sie zu der Annahme, daß ich Sie absichtlich auf eine falsche Fährte gelockt habe. Aber lassen Sie sich die Versicherung geben, daß dies nicht der Fall ist. Ich würde niemals, um einen Klienten zu entlasten, wissentlich einen Unschuldigen verdächtigen!»

Rippert hört ihm schweigend zu und denkt so still für sich hin: Klient und Klient ist ein Unterschied.

«Nun ein paar Worte ganz privat, Herr Rippert. Wir haben uns beide geirrt, darüber sind wir uns wohl einig. Für Sie bedeutet dieser Irrtum eine Gefährdung Ihrer Karriere, für mich eine Erschwerung bei der Verteidigung meiner Mandantin. Wir ziehen also beide an demselben Strang. Ich für meinen Teil glaube, jetzt die Lösung des Rätsels gefunden zu haben, aber ich möchte es Ihnen überlassen, diese Aufklärung offiziell herbeizuführen.»

Von Ripperts düsterem Gesicht weicht ein Schatzen. Aber er verharrt immer noch in seinem fast feindseligen Schweigen.

(Schluß folgt)